

*Um Dir einen kleinen Einblick in das **Mosaik der verlorenen Zeit** zu gewähren, habe ich vier Kapitel aus verschiedenen Teilen des Romans zu einer Leseprobe zusammengestellt.*

Kapitel 1 – Freud'sche Versprechen

„Was führt dich zu mir?“

Julián erschrak. Er hatte den Mann mit dem schlohweißen Haar nicht hinter der Blockhütte hervorkommen sehen. Unwillkürlich ergriff er Dunas Zaumzeug und tätschelte die sternförmige Zeichnung auf ihrem verschwitzten Hals.

„Totumay?“

Das Lächeln des Alten offenbarte faulige Zahnstümpfe. „So ruft man mich“, entgegnete er. „Wenn mich denn jemand ruft.“

„Lola schickt mich zu Ihnen.“ Julián räusperte sich. „Sie ist meine Mutter.“

„Lola.“ Die Augen des Mannes funkelten, als er den Namen aussprach.

„Genau“, nickte Julián. „Ach so - entschuldigen Sie. Ich bin Julián.“ Er streckte dem Alten eine Hand entgegen und gab sich alle Mühe, nicht auf dessen Zähne zu starren. „Julián Coya de la Serna. Lola meinte, Sie könnten mir vielleicht helfen.“

Eine Brise wehte von dem dunklen Waldsee herüber und kühlte den Schweiß auf Juliáns Haut. Er wünschte, er hätte einfach ins Wasser springen können, so wie früher.

„Nun, ich will sehen, ob mir das möglich ist. Zuerst aber solltest du Duna versorgen. Sie wird sich sonst erkälten.“

Julián stutzte, als der Alte den Namen der Stute nannte. Dann aber nickte er. Natürlich. Er war nicht der einzige, der auf diesem Wege hierher gelangte.

„Du kannst sie dort hinten anbinden“, Totumay wies ihm mit dem Finger die Richtung. „Da ist es windgeschützt. Ich bringe dir ein Handtuch.“

Duna schnupperte an Juliáns Hals, als er sich bückte, um sie an dem Pflock hinter der Hütte anzubinden. Das Gefühl war ihm noch immer vertraut, obschon es so viele Jahre zurücklag, seit er seine eigene Stute in Spanien hatte zurücklassen müssen. Ein anderes Leben.

Julián hörte, dass Totumay zurückkam. Rasch richtete er sich auf.

Der Alte reichte ihm das Handtuch. Julián nahm es und rieb Duna trocken. Währenddessen fraß die Stute begierig die Karotten, die Totumay ihr hinhielt. Erst jetzt bemerkte Julián die ordentlich angelegten Gemüsebeete ringsumher. Wie sonst auch hätte der Alte sich mitten im Wald ernähren sollen?

Als Duna trocken war, folgte Julián Totumay ins Innere der Hütte.

„Willkommen in meiner bescheidenen Behausung.“

Juliáns Augen brauchten einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen. Was er dann sah, glich nichts, was er je zuvor gesehen hatte. Ein Fadengespinnt durchzog den Raum. Unzählige Gegenstände hingen davon herab: Muscheln, Kristallprismen, Tierzähne. An der gegenüberliegenden Wand lehnte ein Trinkhorn, darüber hing ein Kuhschädel.

Julián sog den Atem ein. Es roch eigenartig.

Bilder stiegen in ihm auf. Flüchtig.

Ein Wohnwagen an der Atlantikküste. Singende Menschen. Feuer. Ein Fest am Strand.

Ebenso schnell wie sie kamen, verschwanden sie wieder.

„Wonach riecht es hier?“ fragte Julián.

„Copal“, entgegnete Totumay.

„Copal“, wiederholte Julián und ihm kam es vor, als kenne er dieses Wort, diesen Geruch.

„Setz dich! Ich hole dir etwas zu trinken.“

Totumay wies auf eine Eckbank und verließ die Hütte. Julián tat, wie ihm geheißen. Vor ein paar Jahren hätte ihm ein solcher Ritt nichts anhaben können, jetzt aber war er froh, die müden Glieder ausstrecken zu dürfen.

Totumay kehrte mit einer Karaffe in der Hand zurück und füllte einen tönernen Becher, den er Julián reichte.

„Danke.“

Julián trank.

„Was ist das?“

„Altes Rezept“, lächelte Totumay. „Genau das Richtige an einem heißen Tag wie heute, findest du nicht?“

Er setzte sich ebenfalls, holte eine Pfeife aus den Tiefen seines weiten Gewandes und stopfte sie mit Tabak. Der Pfeifenkopf stellte ein dicklippiges Gesicht dar. Totumay entzündete den Tabak und sog den Rauch ein.

„Möchtest du?“ fragte er, nachdem er den Schwaden schweigend dabei zugesehen hatte, wie sie sich im Raum auflösten.

Julián schüttelte den Kopf.

„Also, weswegen bist du zu mir gekommen?“ fragte Totumay.

Julián lehnte sich zurück und nippte an dem Getränk. Wieder füllte der würzige, leicht scharfe Geschmack seinen Mund.

Er hatte diese Geschichte schon so oft erzählt.

Da kam ihm ein Gedanke. Er stand auf, knöpfte sein Hemd auf und zog es zur Seite.

„Deshalb“, sagte er.

Totumay sah auf die nässenden Blasen, die sich sternförmig um den Nabel ausbreiteten. Einen Augenblick lang sagte er nichts.

„Sind das – Brandblasen?“ fragte er schließlich.

„Ich denke ja“, entgegnete Julián. „Aber ich habe mich nicht verbrannt. Das ist ja das Absurde an der ganzen Geschichte.“

„Woher kommen sie dann?“

Julián knöpfte das Hemd wieder zu und setzte sich.

„Ich weiß, es klingt unglaublich, aber“, er zögerte einen Augenblick, „aber sie sind da, wenn ich aufwache.“

„Sie entstehen im Schlaf?“ hakte Totumay nach.

„Wissen Sie, es ist so“, begann Julián, „es gibt da diesen Traum. Fragen Sie mich nicht, warum, aber es ist immer der

gleiche. Und ich wache immer an der gleichen Stelle auf. Nur werden die Blasen in letzter Zeit schlimmer und schlimmer.“

„Wie lange geht das schon so?“

„Seit Jahren“, sagte Julián. „Und glauben Sie mir, hätte ich nicht schon alles probiert, wäre ich mit Sicherheit nicht hier. Ich bin nicht wie Lola.“

Er lehnte sich zurück und nippte an dem tönernen Becher.

Totumay lächelte ihn an. Abermals fiel es Julián schwer, nicht auf die braunen Stümpfe zu starren.

„In der Tat, das bist du nicht.“

„Also, verstehen Sie mich nicht falsch“, schob Julián nach, „sie ist meine Mutter. Aber manche ihrer Vorstellung sind schon – naja, wie soll ich sagen, bisschen abgedreht.“

Totumay erwiderte nichts.

„Wie dem auch sei. Auf jeden Fall sind Sie sozusagen meine letzte Hoffnung.“ Julián seufzte. „Ich bin es leid, dass keiner dieser sogenannten Experten mir helfen kann.“

„Würde es dir etwas ausmachen, mir von dem Traum zu erzählen?“ fragte Totumay.

„Deswegen bin ich ja hier.“ Julián sah sich in der Hütte um. Totumay stopfte währenddessen seine Pfeife.

„Zumindest muss ich mir bei Ihnen wohl keine Sorgen machen, dass Sie mich für verrückt halten.“

„Verrückt?“ Der Alte lachte. „Nein, da gebe ich dir Recht. Ich denke für gewöhnlich nicht in derartigen Kategorien. Insofern bist du vor einem solchen Urteil sicher.“

„Leider gibt es sowieso nicht viel zu wissen. Ich träume, dass ich mich in einer Höhle befinde. Nichts als Fels um mich herum. Einige Schatten, die über den Boden huschen. Es ist still, beinahe unheimlich still. Von irgendwoher dringt dann ein Rauschen an mein Ohr. Ganz leise zunächst, dann lauter und lauter. Plötzlich beginnt es zu brennen. Ich versuche mich zu retten, doch in diesem Moment wache ich jedes Mal auf.“

Totumay sah aus dem Fenster. Der Wind spielte in den Wipfeln der Birken.

„Ein Rauschen?“ fragte er. „Was, denkst du, verbirgt sich dahinter?“

Julián starrte auf eine leuchtende Feder, die von dem Fadengespinnst herabhing.

„Ich kann es nicht sagen“, erwiderte er schließlich. „Könnte sein – also was weiß ich, ich kann mich in diesem Traum ja nie bewegen.“ Er überlegte. „Aber doch, es wäre möglich, dass es Flügel sind.“

„Flügel?“

„Sag ich doch. Vielleicht sind es Flügel. Wenn, dann müssten sie allerdings sehr groß sein.“

„Flügel“, wiederholte Totumay leise. Sein Blick wirkte mit einem Mal abwesend. Er murmelte etwas.

„Wie bitte?“ fragte Julián.

Totumay antwortete nicht.

„Was haben Sie gesagt?“

Der Alte mied Juliáns Blick und richtete sich auf.

„Nichts, mein Junge, gar nichts. Entschuldige mich bitte einen Moment – ich fürchte die Natur ruft.“

Er verließ die Hütte, ohne sich umzuwenden.

Julián saß auf der Eckbank und runzelte die Stirn. Draußen hämmerte ein Specht seinen gleichförmigen Rhythmus ins Holz eines Baumes. Erst in diesem Augenblick bemerkte Julián auch das unablässige Vogel-Geschnatter und -Gezwitscher draußen im Schilf.

Als Totumay schließlich zurückkehrte, hatte Julián den tönernen Becher ausgetrunken und kaute an seinen Fingernägeln.

„Verzeih“, sagte Totumay, während er sich erneut Julián gegenüber niederließ.

„Keine Ursache.“

Totumay entzündete die Pfeife und nahm einen tiefen Zug. Sein Blick folgte den Rauchschwaden, die ihre Reise ins Nichts antraten.

„Wollen Sie gar nichts zu alldem sagen?“ fragte Julián schließlich.

„Nun, Patentrezepte gibt es nicht. Was glaubst Du, Julián?“ Totumay sah ihn an. „Was steckt hinter diesem Traum?“

„Wenn ich das wüsste, wäre ich kaum hier. Wenn es nicht einmal die sogenannten Experten erklären können, wie sollte ich es verstehen?“

„Ich bezweifle, dass Experten in diesem Falle zu viel nutzen sind.“

„Sage ich ja.“

„Träume haben etwas mit dir selbst zu tun. Mit sonst niemandem. Sie kommen aus deinem Inneren, nicht wahr?“

„Aber was stimmt nicht mit meinem Inneren, wenn es mich verbrennt?“ flüsterte Julián. Dann richtete er sich auf und räusperte sich. „Schließlich hat auch sonst niemand solche Träume. Ich mache nichts anderes als meine Freunde oder als die Leute, die mit mir studieren. Warum also gerade ich?“

„Hast du mit deinen Freunden über diese Träume gesprochen?“

„Nur mit einem. Kevin. Das hat mir genügt, ehrlich gesagt.“ Julián sah aus dem Fenster, wo gerade ein Entenpärchen auf dem See landete. „Er meinte, ich solle mich nicht so anstellen. Nett, oder?“

„Ohnehin bleibt Fakt, dass du es bist, der diese Träume hat. Nicht deine Kommilitonen. Was also ist einzigartig an dir?“

„Einzigartig?“ Julián schüttelte den Kopf. „Nichts. Glauben Sie mir. Ich führe ein ganz normales Leben.“

„Dennoch musst du davon ausgehen, dass dieser Traum nicht grundlos zu dir kommt. Er will dir etwas zeigen. Weswegen sonst sollte er dich wieder und wieder heimsuchen?“

„Sie haben leicht reden. Dieser Traum verbrennt mich! Ich habe die Schnauze voll von solchen Binsenweisheiten. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, können wir uns das hier sparen!“

„Du fühlst dich ungerecht behandelt, das kann ich nachvollziehen. Dennoch scheint mir Zorn in diesem Augenblick wenig sinnvoll. Feuer mit Feuer bekämpfen.“ Totumay strich sich übers Kinn. „Sei realistisch, seit drei Jahren versuchst du den Kampf auf diese Weise auszufechten. Was hat es gebracht? Offensichtlich nichts. Die entscheidende Frage

bleibt also, warum ausgerechnet du diese Verbrennungen erleidest.“

Julián zuckte mit den Achseln.

„Du sagtest, du seist praktisch austauschbar“, meinte Totumay.

„Das habe ich so nie behauptet!“

„Nicht mit diesen Worten.“

Julián musterte ihn.

„Du führst ein ganz normales Leben, sagtest du. Aber was soll das heißen – *normal*?“

Julián stand auf und ging zum Fenster hinüber. Er lehnte seine Stirn an die kühle Scheibe. „Ich will doch nichts als meine Ruhe haben! Verstehen Sie das nicht?“

Der Alte trat von hinten an ihn heran und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Auf einmal spürte Julián eine tiefe Müdigkeit. Er drehte sich um und sah Totumay an. Dieser erwiderte seinen Blick und reichte ihm dann die Hand.

„Komm“, sagte er.

Julián folgte ihm, legte sich auf die Eckbank, streckte die Beine aus und nahm das Kissen, das Totumay ihm hinhielt. Er schloss die Augen.

Auch der Alte setzte sich wieder. „Vielleicht“, begann er schließlich, „ist es an der Zeit, dich von der Vorstellung einer allgemeingültigen Normalität zu verabschieden. Für dich scheint sie nicht mehr zu existieren.“

Julián öffnete die Augen. „Was soll das heißen?“

„Für die Menschen der alten Völker bedeutete Feuer Reinigung. Sieh dir nur die Räucherrituale an, die sich in unserer Kultur bewahrt haben. Das kommt nicht von ungefähr: auch der Glaube ans Fegefeuer, das die Seelen der Menschen –“

Eine Veränderung im Raum zog Juliáns Aufmerksamkeit von den Worten weg. Das Licht schwand aus seinem Gesichtsfeld. Das Antlitz des Alten erstrahlte mit einem Mal heller und heller. Ein Leuchten ging von ihm aus „...bedenke nur die Scheiterhaufen...“ seine Züge verschwammen, verwischten langsam und die Konturen einer anderen Gestalt begannen sich abzuzeichnen. Narben durchzogen ihr Gesicht wie Flüsse eine

verblasste Landkarte. Nun saß eine Frau vor ihm „...Zeichen für Veränderung, die...“ eine weise Gestalt mit grauschwarzem Haar, zu beiden Seiten des Kopfes zu Zöpfen geflochten „...anerkennen, was dies bedeuten kann, ja, wenn nicht muss...“ sah ihm in die Augen, stieg tiefer hinab, mit sehendem Blick „...solltest die Antwort in dir suchen...“ heißes Blut schoss ihm in die Lenden „...Wahrnehmung kann ein Geschenk...“ jene aus Urzeiten entstiegene Indianerin lächelte ihm zu, als ob sie ihn kannte. Kannte sie ihn? Er sie? Seit langem? – Immer schon.

Ein Aufschrei entrang sich Juliáns Kehle.

Was war hier los?

Er bemerkte, dass er auf dem Boden lag und blickte sich um. Da sah er Totumay, der neben ihm kniete, als sei nichts gewesen.

Was war das für ein Mensch? Er wusste nichts über ihn! Was trieb er für ein perfides Spiel? Was wollte er wirklich, dieser zahnlose alte Kauz?

Julián bemühte sich, einen klaren Kopf zu gewinnen.

„Alles in Ordnung mit dir?“ fragte Totumay. Er lächelte und hielt ihm den tönernen Becher hin. „Beruhige dich. Trink erst mal einen Schluck!“

Julián schlug ihm den Becher aus der Hand. Er zerbarst auf dem Boden. Noch war er zumindest klar genug, um sich zu wehren!

Er versuchte sich aufzurichten, schwankte jedoch, fühlte sich benommen, fand schließlich sein Gleichgewicht, als er sich am Tisch abstützte.

Totumay stand ihm mit ausdruckslosem Blick gegenüber.

„Ich, ähm, ich muss weg. Vielen Dank für alles. Und Entschuldigung. Also, ich, ich muss dann mal –“

Julián machte einen Schritt auf die Tür zu, stolperte über ein Sitzkissen und verlor erneut das Gleichgewicht. Er versuchte sich an einem gewinnenden Lächeln.

„Ich denke nicht, dass dies der rechte Moment ist, um zu gehen“, sagte der Alte, trat Julián in den Weg und versperrte die Tür.

Kapitel 5 – Geruch nach Meuterei

Kyriel stellte die Tüten auf dem Fußabtreter ab, um die Wohnungstür aufzuschließen.

Trotz der Hitze hatte ihm die morgendliche Radtour gutgetan. Er hatte Kater und Wut herausgeschwitzt und freute sich auf das Frühstück mit Laura. Was auch immer der Grund dafür sein mochte, ein Leben ohne sie konnte und wollte er sich trotz all ihrer Probleme nicht vorstellen.

Er öffnete die Tür und trat ein.

„Laura?“

Keine Antwort.

„Ich habe uns Brötchen mitgebracht!“

Er schlüpfte aus seinen Sneakers und ging ins Wohnzimmer. Das Bett war leer, das Chaos beseitigt. Von Laura keine Spur.

Kyriel setzte sich auf das Sofa. Zu gern hätte er sich für den gestrigen Abend entschuldigt. Schließlich hatte er Laura eingeladen, um endlich mal wieder ein paar entspannte Stunden mit ihr zu verbringen. Dass es anders gekommen war – wieso konnte er sich nicht einmal zurückhalten?

Er schob sich eine der Oliven in den Mund, die er eben noch besorgt hatte. Allein zu frühstücken, hatte er allerdings keine Lust. Ohnehin musste er gleich zur Arbeit.

Kyriel zog sein verschwitztes T-Shirt aus und war auf dem Weg in die Dusche, als sein Telefon klingelte. Er eilte zurück zum Fensterbrett, wo das Handy lag.

„Ja?“

„Wieso brauchst du so lange?“

„Ach du bist es. Was gibt es denn?“

„Hast du meinen Brief bekommen?“

„Seit wann hast *du* Zweifel an der Zuverlässigkeit der deutschen Post?“

„Ich wollte nur sichergehen.“

Kyriels Blick fiel auf den Umschlag auf seinem Schreibtisch. Er enthielt Stellenanzeigen aus dem *Nürnberger Tagblatt*.

„Und, hast du dich schon beworben?“ fragte Siegmar Koesterbaum am anderen Ende der Leitung.

„Ich habe einen Job – falls dir das entgangen sein sollte.“

„Du kannst es zumindest mal versuchen. Das ist nicht zu viel verlangt, oder? Du hast hoffentlich nicht vor, bis an dein Lebensende in dieser Klitsche hängen zu bleiben?“

„Klar.“ Kyriel unterdrückte ein Stöhnen. „Das mache ich.“

Er gab dem Umschlag einen Stoß, sodass der in den Papierkorb unter dem Schreibtisch segelte.

„Außerdem gibt es natürlich immer noch die Möglichkeit, bei uns anzufangen. Du müsstest nur ein Wort sagen–“

„Papa, hör mal, ich bin gerade auf dem Weg unter die Dusche. Ich melde mich die Tage bei dir, okay?“

Kyriel legte auf, schaltete das Telefon auf stumm und ging ins Bad.



„Das werde ich nicht tun!“

Kyriel war nicht weniger überrascht als Herr Ebert, als er diese Worte ausgesprochen hatte. Drei Jahre lang hatte er klaglos alles hingenommen, was von ihm verlangt wurde.

Fassungslosigkeit blitzte im Gesicht seines Chefs auf, verwandelte sich jedoch im Bruchteil einer Sekunde in die übliche, ausdruckslose Miene.

Noch immer hielt Herr Ebert Kyriel Wischmopp und Putzeimer hin. Infernalischer Gestank drang aus dem Inneren der Toilettenkabine. Kyriel stieß mit dem Fuß die Kabinentür auf und sah hinein.

Wie konnte man bloß die Schüssel verfehlen?

Neben dem Klo lag eine vollgeschissene Unterhose.

„Wollen Sie das etwa so lassen?“ fragte Ebert. Ein bedrohlicher Unterton klang in seiner Stimme mit.

„Ich werde es nicht wegputzen.“

Der Ekel, der sich um Kyriels Hals geschlossen hatte, nickte zustimmend.

„Ja glauben Sie vielleicht, dass ich?“ herrschte der Chef ihn an. Kyriel hielt dem Blick stand. Er zuckte mit den Achseln.

Eberts Nasenflügel bebten. Ungläubig sog er den Geruch nach Meuterei ein.

„Dann sehe ich mich gezwungen–“

„Oh nein“, sprang Kyriel ihm bei. „Mein lieber Herr Ebert. Sehen Sie sich nicht gezwungen! Das könnte ich mir niemals verzeihen!“

Er streifte die Schürze ab und nahm die Mc-Donald's-Mütze vom Kopf. Beides drückte er Ebert in die Hand.

Er drehte sich nicht noch einmal um, als er durch die Tür ging.

Seine Kollegen hinter dem Tresen starrten ihn an, als er das Uniformhemd auszog, zerknüllte und zu Boden warf.

Er ging zu ihnen hinüber und zog seinen Rucksack unter der Kasse hervor.

Silvie, eine der Kassiererinnen, schmunzelte, schlug aber schnell die Hand vor den Mund.

Mehrere Leute saßen im Raum verstreut und kauten an ihren Hamburgern herum. Alle Blicke waren auf Kyriel gerichtet.

Ein blondes Mädchen, das nicht älter als 14 sein konnte, stierte ihn mit offenem Mund an – von den Pommes in ihrer Hand tropfte Ketchup auf den Tisch. Kyriel grinste zurück, öffnete den Reißverschluss seiner Mc-Donald's-Hose und ließ sie zu Boden fallen.

Das Mädchen kiekste.

Mit nichts als Boxershorts bekleidet kramte er T-Shirt und Baggy pants aus seinem Rucksack hervor. Rasch streifte er beides über.

Die Frau, die am nächstgelegenen Tisch saß, wischte sich eilig Mayonnaise vom Kinn, als Kyriel zu ihr hinübersah.

Er hob die Hand zum Gruß, als er den Laden verließ.

Vor der Tür atmete er tief durch.

Er strich sich die Haare aus der Stirn und blickte gen Himmel.

Die Sonne strahlte auf ihn herab. Er strahlte zurück und nickte, dann machte er sich auf den Nachhauseweg.

Hoch oben, auf einem Felsen über der Stadt, thronte die Kaiserburg. Ein alter Mann mit einem Filzhut kam Kyriel entgegen. Er zog das rechte Bein nach. Als er bemerkte, dass Kyriel ihn ansah, trat ein Lächeln in seine Augen.

Lauras Duft schlug ihm entgegen, als Kyriel die Wohnung betrat. Er schlüpfte aus seinen Schuhen und ließ sich aufs Bett fallen. Als er seinen Kopf zur Seite drehte, lag Lauras Kuschkissen vor ihm. Er vergrub sein Gesicht darin. Ihr Geruch war noch immer wie eine Droge für ihn. Er schloss die Augen. Laura würde seine Entscheidung gefallen, so viel war klar. Aber war diese überstürzte Kündigung wirklich klug gewesen? Wie sollte es jetzt weitergehen? Er hatte keinen Plan B. Mit einem Mal fühlte er sich unglaublich müde. War nicht alles ein einziger Kampf?

Ein Donnerschlag ließ Kyriel zusammenfahren.

Er rappelte sich auf und ging in die Küche hinüber. Auf dem Fensterbrett stand die Petersilie. Er riss einige Blätter ab.

Kauend öffnete er das Fenster und lehnte sich hinaus. Die Sonne war verschwunden, die Hitze aber geblieben. Über ihm türmten sich Gewitterwolken. Erste Regentropfen trommelten auf das Garagendach und der Wind drückte die Zweige des Ahornbaums ans Nachbarhaus. Kyriel schloss das Fenster wieder und legte sich im Wohnzimmer aufs Sofa.

Kurz darauf schlief er ein.

Erst das Klingeln des Handys riss ihn aus dem Schlaf.

Im Raum herrschte Zwielflicht. Kyriels Hand tastete nach dem Handy, aber auf dem Tisch lag es nicht. Ächzend stand er auf. Das Handy klingelte noch immer. Er musste unbedingt diesen penetranten Klingelton austauschen. Wo war das verdammte Ding bloß?

Endlich fiel sein Blick auf die achtlos abgelegte Hose vor dem Bett. Wahrscheinlich käme er sowieso zu spät. Er griff nach der

Hose und fingerte das Handy aus der Tasche. Auf dem Display wurde *Unbekannter Teilnehmer* angezeigt. Kyriel nahm ab.

„Ja?“ fragte er.

„Ach Peter, du bist es! Deine Nummer wird nicht angezeigt. Das ist ja eine Ewigkeit her. Was verschafft mir die Ehre deines Anrufs?“

Kyriel streckte sich und gähnte, während er der Antwort am anderen Ende der Leitung lauschte. Mit einem Mal erstarrte er inmitten seiner Bewegung.

Das Handy fiel zu Boden.

Kyriel schrie.

Kapitel 21 – Katoptrophobische Anwendungen

Skeptisch musterte Laura ihr Spiegelbild. Ein schwarzgelocktes Mädchen taxierte sie unverfroren. Dass Daniel sie nicht anschaute, war wirklich kein Wunder. Sie zog den Bauch ein, hielt die Luft an, drehte sich zur Seite und nahm ihr Profil in Augenschein. Widerwärtig.

Bedachtsam strich Laura das Top über ihren Brüsten straff. Wenigstens die konnten sich sehen lassen. Sie zog die Nase kraus und wandte sich ab.

Zu lange konnte sie den eigenen Anblick nicht ertragen. Zum Glück verlangte das auch keiner von ihr. Oder doch? Die Welt war barbarisch. Verließ sie das Haus, stürmten von allen Seiten Spiegel auf sie ein. Autoscheiben, verglaste Bürogebäude, verkratzte U-Bahn-Fenster. Schaufenster, Spiegel an Kreuzungen, Pfützen auf Asphalt. Spiegel an Ausfahrten, die Umkleidekabinen bei H&M.

Die Welt war darauf versessen, sich zu bespiegeln!

Unten klingelte es an der Tür.

Die Sahnetorten.

Nach wenigen Sekunden drang die Stimme ihrer Mutter ins Obergeschoss. „Laura, deine Gäste kommen! Onkel Hilmar und Tante Irmi sind da. Bist du fertig?“

„Ich bin gleich unten, Mum! Ziehe mich nur schnell um!“

Laura öffnete die Tür ihres Kleiderschranks. Verwaschene Jeans, Ringelsocken, T-Shirts und Wollpullover fielen ihr entgegen. Rasch ergriff sie einen schwarzen Pulli, stülpte ihn über und trat noch einmal vor den Spiegel. Er reichte ihr bis zu den Knien. Das würde gehen. Sie angelte sich eine unten aufgeschnittene Jeans, dann stopfte sie die Kleidungsstücke, die auf den Boden gefallen waren, in den Schrank zurück und drückte die Tür zu. Noch einmal wuschelte sie durch ihre

widerspenstige Lockenmähne, ein letzter Blick in den Spiegel und auf in die Tortenschlacht.

Sie war kaum die Treppe runter, da fiel ihr Tante Irmi um den Hals und busselte sie ab.

„Alles, alles Gute zum Geburtstag, mein Liebes! Geh her, lass dich anschauen! Allmächt, du wirst immer weniger! Nichts mehr dran an dir! Ann-Marie, bekommt das Mädel bei dir nichts zu essen? Aber keine Sorge, ich habe dir meine Schwarzwälder mitgebracht. Die magst du doch so gern.“

Ann-Marie warf Laura einen Blick zu. Diese lächelte reflexartig.

„Und wie fühlt man sich so mit 14?“ Irmi schlug sich die Hand vor den Mund. Ihre rotlackierten Fingernägel klackerten. „Du meine Güte, was für eine dumme Frage! Schon als ich klein war – und mein Gott, das ist eine Ewigkeit her – wusste ich nie, was ich auf solchen Unsinn antworten sollte.“ Kopfschüttelnd wandte sie sich Onkel Hilmar zu.

Der drückte Laura die Hand *Herzlichen Glückwunsch!*, als es abermals an der Tür läutete.

Der Rest der Verwandtschaft trudelte ein. Lauras Großeltern, Heinrich und Renate, Margot, ihre Patin und beste Freundin ihrer Mutter, Frieder, der Bruder ihres Vaters und Johanna, die Großmutter väterlicherseits. Laura ließ Glückwünsche über sich ergehen und nahm Geschenke entgegen.

Windbeutel, Apfelschnittchen, Käsekuchen und weitere Sahnetorten fanden den Weg auf den Kaffeetisch. Ein Anstandsstück, mehr würde sie auf keinen Fall essen. Niemand konnte sie zwingen.

Als endlich alle eingetroffen waren und Jacken und Mäntel abgelegt hatten, versammelte sich die Gesellschaft um den Geburtstagstisch. Margot stimmte *Wie schön, dass du geboren bist* an und Laura musste die Kerzen auf der Eierlikörtorte auspusten.

„Jetzt darfst du dir was wünschen!“ riefen Margot und Tante Irmi, als alle Lichter erloschen waren. Laura schloss die Augen, wie es von ihr erwartet wurde, schlug sie wieder auf und nickte. Applaus erklang von allen Seiten.

„Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken!“ verkündete Ann-Marie und komplimentierte die Verwandtschaft ins Esszimmer.

„Du setzt dich zu mir, Laura“, bestimmte die beleibte Oma Hanna, die an der Fensterseite des festlich gedeckten Tisches Platz genommen hatte. Laura lächelte ihr zu.

„Langt zu!“ bat Ann-Marie. „Laura, du zuerst. Schließlich hast du Geburtstag! Gib mir deinen Teller!“ Laura zögerte eine Sekunde – lange genug, um ihr den gestrengen Blick ihrer Mutter einzutragen.

„Was hättest du gern, Schätzchen?“

„Ein Stück Schwarzwälder“, flüsterte sie kaum hörbar. Tante Irmi würde es ihr nie verzeihen, wenn sie ihre Torte verschmähte. Aber was war mit der Eierlikörtorte? Oma Hanna legte Laura die Hand auf den Arm.

„Würdest du dein Stück vielleicht mit mir teilen? Ich bin eine alte Frau, ich muss auf mein Gewicht achten. Aber die Eierlikörtorte deiner Mutter würde ich auch gern probieren.“ Laura schob ihrer Großmutter prompt die Hälfte des Tortenstücks auf den Teller. Ann-Marie blickte ihre Schwiegermutter unwirsch an, diese aber bemerkte es nicht. Tante Irmi lächelte dümmlich.

In diesem Moment betrat Lauras Vater den Raum. Erste graue Strähnen durchzogen sein dünner werdendes Haar.

„Ach Peter – ich hab’ mich eben gefragt, wo du wohl steckst?“ flötete Tante Irmi. Sie warf einen koketten Augenaufschlag in seine Richtung. In seinem schwarzen Rollkragenpullover war er immer noch ein attraktiver Mann. „Du wirst doch nicht den Geburtstag deiner Tochter verpassen wollen?“

Peter warf ihr einen kühlen Blick zu: „Verzeiht bitte. In der Arbeit hat es mal wieder länger gedauert. Ihr wisst ja, wie das läuft.“

Er grinste entschuldigend, hauchte seiner Frau einen Kuss auf die Wange und wandte sich an seine Tochter.

„Komm her, mein Mädchen, lass dich umarmen!“ Laura erhob sich von ihrem Stuhl. Ihr Vater drückte sie herzlich an sich. Er roch nach Pfeifenrauch und After Shave. „14 Jahre –

unglaublich! Alles, alles Gute wünsche ich dir! Bleib so wie du bist!"

Nur ein paar Kilo leichter, schwor sich Laura.

„Jetzt setz dich, Peter“, forderte Oma Renate ihn auf. „Wer arbeitet, muss auch essen!“

Opa Heinrich nickte und wischte sich einen Sahneklecks von der Strickkrawatte. Seine Frau stopfte gerade das dritte Stück Torte in sich hinein. Wie machte sie es nur, trotzdem so jung auszusehen?

„Habt ihr schon gesungen?“ fragte Peter.

„Wie schön, dass du geboren bist.“ Frieders feistes Gesicht glänzte, als er die Frage seines Bruders beantwortete. Er war nur wenige Jahre älter als Peter, brachte aber beinahe das Doppelte auf die Waage.

„Und *Imagine*?“

„Aber doch nicht ohne dich!“ zwitscherte Tante Irmi. „Auf deinen Tenor wollten wir auf keinen Fall verzichten!“

Lauras Vater warf ihr einen bösen Blick zu, ging zum Wohnzimmerbuffet hinüber und holte die alte Lennon-Platte hervor.

„Peter, kann das nicht bis nach dem Kaffeetrinken warten?“

„Ach, Mum, bitte!“

Lauras Vater legte die Platte auf den Teller und setzte die Saphirnadel auf. Ein Knacken war zu hören, dann ertönten die Klänge des Pianos.

Wie auf Kommando erhob sich die Kaffeegesellschaft.

„14 Jahre ist er schon tot“, murmelte Peter, als das Lied zu Ende war. „Was er in dieser Zeit noch alles hätte erreichen können!“

Oma Hanna setzte sich als erstes wieder. Der Rest der Verwandtschaft folgte ihr nach. Obwohl Laura versuchte hatte, sich Zeit zu lassen, war das halbe Stück Schwarzwälder Kirsch wie von Geisterhand von ihrem Teller verschwunden.

„Meine Eierlikörtorte musst du aber probieren, Schätzchen.“ Die Kuchengabel landete auf der Tischdecke, als Ann-Marie Lauras Teller nahm. „Die habe ich extra für dich gebacken.“

„Wenn du gerade dabei bist, ich würde auch noch ein Stück nehmen.“ Lauras Patin schob sich den letzten Bissen in den Mund. „Aber nur ein ganz kleines, bitte! Diese Torten haben ja so viele Kalorien!“

Während Ann-Marie Margot ein Stück Torte auftat, schob Laura Oma Hanna flugs die Hälfte des eigenen Stücks auf den Teller. Die alte Dame zwinkerte ihr verschwörerisch zu.

Die Feier zog sich bis in die Nacht hinein.

Nach dem Kaffeetrinken verdrückte Laura sich und suchte ihren Verbündeten bei solchen Anlässen auf: die Toilette. Als sie erleichtert zurückkehrte, warteten bereits die Schnittchen. Zu Abend tischte Ann-Marie dann verschiedene Braten und Klöße auf. Zur Vorspeise gab es Brokkoli-Creme-Suppe und zum Dessert, als sowohl Onkel Frieder als auch Opa Heinrich ächzend die obersten Hosenknöpfe öffneten, wurde Panna Cotta gereicht.

Der Tag war ein einziges Gelage. Laura hatte sich durch stundenlange Ausschweifungen gekämpft, den ein oder anderen Bissen abgewehrt oder Oma Hanna zugeschanzt. Nichtsdestotrotz schlich sie sich, nachdem die letzten Gäste gegangen waren, ins Badezimmer und erbrach sich erneut. Danach öffnete sie das Fenster, damit niemand Verdacht schöpfte. Ihr Blick fiel auf die kerzengeschmückte Fichte im Garten. Die nächste Völlerei! Nahm das denn nie ein Ende? Sie putzte ihre Zähne, um den ekelerregenden Geschmack loszuwerden und machte sich auf den Weg ins Bett. „Gute Nacht!“ rief sie ihren Eltern zu, die im Wohnzimmer in den Fernseher starrten.

„Hat dir dein Geburtstag gefallen?“ Ann-Marie wandte sich zu ihrer Tochter um. Laura nickte und Ann-Marie schien zufrieden. „Na dann schlaf gut, Kleines! Hab’ dich lieb!“

Laura stieg die Treppen hinauf zu ihrem Zimmer. Obwohl sie freitags zwei Stunden später zur Schule musste, wollte sie früh schlafen gehen, dann wäre das Drama endlich vorüber!

Letztlich saß sie allerdings vor ihrem Fenster, starrte auf die Felder hinaus und verlor sich in Gedanken an Daniel.

Ehe sie es sich versah, war es ein Uhr nachts. Im Schlafzimmer ihrer Eltern brannte kein Licht mehr, als Laura sich in die Küche hinabschlich.

Widerstrebend öffnete sie die Kühlschranktür. Ein unvorstellbares Verlangen nach Essen überkam sie. Sie nahm die Platte mit den Tortenresten heraus, griff sich einen Löffel aus der Schublade und setzte sich auf die Arbeitsplatte. Ein Stück Eierlikör, ein Stück Schwarzwälder, noch ein bisschen Eierlikör und ein wenig Schwarzwälder zum Ausklang. Zwischendurch trank sie gläserweise Wasser. Sie stellte die geschrumpfte Tortenplatte zurück in den Kühlschrank. Ihr Blick fiel auf den Käsekuchen. Sie verschlang also auch den, gestattete sich im Anschluss, die Windbeutel zu versuchen und naschte an den Apfelschnitten.

Nach all dem Süßkram musste ein Stück Kalbsbraten herhalten und auch das Schäufele konnte sie nicht unversucht lassen. Die Speckkruste krachte, als sie darauf biss. Laura nahm ein großes Stück von dem soßetriefenden Kloß.

Als sie auf die Uhr sah, war es halb zwei. Ihr war übel. Die Verzweiflung überfiel sie ebenso gnadenlos wie zuvor der Appetit. Ihr Blick fiel auf das aufgequollene Gesicht einer Fettleibigen im Fenster.

Sie löschte das Licht in der Küche und schlich den Gang entlang ins Bad. Das Plätschern der Bröckchen in der Schüssel war Balsam für ihre Seele. Als sie die Kirschen sah, wusste sie, dass alles gut war. Damit hatte es angefangen. Alles kein Problem also.

Laura wischte sich den Schweiß von der Stirn und wandte dem Spiegel den Rücken zu, als sie das Bad verließ. Leise zog die Tür hinter sich zu.

„Was machst du denn hier?“ Peters Miene ließ sie zusammenzucken. „Ist dir nicht gut?“

„Doch, doch.“ Laura versuchte sich an ihm vorbeizuschieben. „Ich musste nur aufs Klo.“

Peter hielt sie an der Schulter fest. „Schläfst du noch nicht?“

„Doch, schon. Bin nur gerade aufgewacht. Ich lege mich gleich wieder hin – muss morgen früh raus.“

Prüfend sah ihr Vater ihr in die Augen. „Irgendwas ist doch mit dir? Du bist ganz blass!“

„Nichts, Papa, gar nichts. Nur ein komischer Traum. Alles wieder okay jetzt. Ich lege mich besser wieder hin.“ Sie entwand sich seinem Griff. „Schlaf gut, Papa“, rief sie ihrem Vater von oben leise zu.

„Du auch, Laura“, erwiderte Peter und betrat das Bad.

aus:

Goldberg, Pascal: *Auf dem Lachsweg – Ein biographischer Roman*, München 2010

Kapitel 22 - Die Weiße Hand

Die Mitglieder der Dorfgemeinschaft betrachteten Salvador seit jeher mit Argwohn. Sein Interesse an etwas so Abwegigem wie der Politik der Ladinós hatten sie nie begreifen können. Dass er jedoch durch sein anhaltendes Engagement für den *Partido Guatemalteco de Trabajo*, die kommunistische Partei des Landes, die nach dem Sturz von Präsident Árbenz in der Versenkung verschwunden war, sich selbst und seine Familie in Gefahr brachte, machte ihn in San Marcos zum Außenseiter. Was hatte sich schließlich in der Amtszeit von Präsident Árbenz für sie verändert?

Die ehrliche Antwort, das wusste auch Salvador, war: Wenig. Praktisch nichts.

Noch immer fehlte den Bauern ausreichend Land, um ihre Familien zu ernähren.

Noch immer musste die Einwohnerschaft ganzer Dörfer zur Saisonarbeit an die Küste ziehen.

Noch immer konnten die Dörfler sich den Weg dorthin nur leisten, indem sie sich bei den Großgrundbesitzern verschuldeten.

Noch immer bezahlten sie diese Schulden vom ohnehin kärglichen Lohn zurück.

Noch immer blieb ihnen während der Plackerei auf den Plantagen keine andere Wahl, als das Lebensnotwendigste in den überbezahlten Läden der Landeigner zu erstehen und diesen ihren Verdienst somit wieder in den aufgerissenen Schlund zu werfen.

Noch immer starben die Kinder während der Erntemonate an Unterernährung und tropischem Fieber.

Weshalb also diesem Ladino-Präsidenten eine Träne nachweinen?

Salvadors Argumente - Árbenz habe im Begriff gestanden, eine Agrarreform durchzuführen, er habe das Land umverteilen wollen, er habe geplant, den Polypen, wie die

United Fruit Company landläufig genannt wurde, zu enteignen – überzeugten sie nicht.

Was zählte, war, dass die Familien täglich ihre Tortillas und Frijoles auf den Teller bekamen.

Das zu bewirken, hatte Präsident Árbenz nicht vermocht.

Weshalb also um ihn trauern?

Man schrieb das Jahr 1968.

Überall auf der Welt revoltierten die Studenten. Seit der Ermordung Ché Guevaras im bolivianischen Dschungel war kaum ein halbes Jahr vergangen. Die von ihm vorhergesagten *vielen Vietnams* hingegen ließen auf sich warten. Während auf den Straßen und in den idyllischen Parks von San Francisco Blumenkinder ihren Traum von freier Liebe träumten, wurden in *Tlaltelolco*, einem Hauptstadtviertel des benachbarten Mexiko, Aberhunderte von Protestierenden niedergemetzelt, um den anstehenden Olympischen Spielen ein nicht minder idyllisches Gepräge zu verleihen.

Kein Echo dieses taumelnden Weltenlaufs drang bis an den abgeschiedenen *Lago Atitlán*. Die Menschen hier hatten mit eigenen Problemen zu kämpfen.

Der Tag begann wie so viele andere.

Eufemia, María Dolores, ihre ältere Schwester Lucía mitsamt ihrem Sohn Francisco und die Großmütter, Rosalia und Candelaria, saßen vor der Hütte und kneteten Teig für die Tortillas.

Rosalias Ehemann Pablo saß auf einem Schemel unter dem Fenster. Er fühlte sich an jenem Morgen nicht wohl.

Pepito, ein langbewimperter Jüngling von 15 Jahren, war zusammen mit Salvador und Rafael, Lucías Ehemann, unterwegs, um auf der Milpa nach dem Rechten zu sehen.

Die Sonne erstrahlte vor stahlblauem Himmel. Friedlich lag der See in seinem vulkanumsäumten Bett. In den Gassen des Dorfes hallten Hundegebell und das Geschrei spielender Kinder.

Es war Ende Oktober. Die Regenzeit war vorüber. In San Marcos bereiteten die Menschen sich auf eine Feier zu Ehren von Yolandas Geburtstag vor. Die Curandera lebte, wie zu Zeiten von María Dolores' Geburt, in der Hütte nahe des Dorfeingangs.

Für die folgende Woche war die Abreise an die Küste angesetzt – ein Thema, das Salvador keine Ruhe ließ.

„Wir brauchen eine solche Kooperative“, meinte er zu Rafael, als sie sich auf dem Rückweg ins Dorf befanden.

Obwohl die drei Männer sich aus der Ferne glichen, unterschieden sich ihre Schatten: Salvadors war kurz und quirlig, der seines Sohnes schien sich selbst noch nicht an die neue Größe gewöhnt zu haben, das Abbild des Schwieger-sohnes hingegen war ein ruhender Pol.

„Im Hochland von El Quiché soll es schon eine ganze Reihe davon geben.“ Salvadors Augen strahlten unter der Krempe seines Sombreros hervor. „Stell dir vor, wir könnten unser Geld selbst verwalten!“

„Das hieße, wir müssten uns keins mehr vom Finquero leihen“, vollendete Pepito den Gedanken seines Vaters.

„Wir kämen ohne Schulden auf den Plantagen an“, ergänzte Rafael und strich sich durch den Kinnbart, den er sich seit einigen Wochen stehen ließ. „Der Finquero könnte uns dieses Geld also nicht mehr vom Lohn abziehen.“

„In ein paar Jahren müssten wir gar nicht mehr in den Süden!“ rief Salvador.

Ein Graufuchs huschte über den Weg. Salvador runzelte die Stirn. Er traute Füchsen nicht.

„Wie dem auch sei“, sagte Salvador schließlich. „Fabián hat mir erzählt, dass die organisierten Bauern sich letztes Jahr geweigert haben, für 25 Centavos zu arbeiten. Alle gemeinsam, wie ein Mann.“

„Riskantes Spiel“, entgegnete Rafael.

„Das stimmt“, pflichtete sein Schwiegervater ihm bei. „Aber funktioniert hat es. Wenn wir alle nein sagen, können wir etwas erreichen.“

Rafael blickte nachdenklich auf den See im Tal hinab. „Wäre das Leben nicht schön, wenn wir unser eigenes Land hätten? Nicht so ein kleines Fleckchen wie jetzt, sondern so wie unsere Vorfahren. – Unser Land.“

„Da hast du Recht.“ Pepito nickte seinem Schwager zu. „Was für ein Leben das wäre! Du müsstest dir keine Sorgen mehr machen, wie du Francisco durchbringen sollst. Und wenn Rosa und ich erst mal Kinder haben –“

„Ich habe noch etwas gehört“, bemerkte Salvador. Steine knirschten unter seinen Füßen. Sie näherten sich der Ortschaft. „Ihr kennt doch die Hundertpfund-Körbe, in denen wir die Kaffeebohnen sammeln.“

„Hundert Pfund.“ Rafael spuckte aus. Er lachte bitter.

„Genau“, erwiderte Salvador. „Offenbar gab es vor einiger Zeit zwei Priester, die auf einer Kaffeeplantage an der Küste gearbeitet haben.“

„Priester?“ fragte Pepito ungläubig.

Sein Vater nickte. „Ich konnte es auch nicht glauben. Aber Fabián hat mir versichert, dass es wahr ist. Und ich habe auch schon davon gehört. Es gibt Priester, die unseren Kampf unterstützen.“

„Wenn er es sagt.“ Rafael schien nicht überzeugt.

„Jedenfalls haben sie die Bauern aufgestachelt. Haben gesagt, dass sie sich das nicht gefallen zu lassen bräuchten. Die Männer sollen sich wehren, haben sie gesagt. Also haben die Männer sich zusammengesetzt. Die Diskussion dauerte mehrere Nächte, schließlich aber haben sie beschlossen, in die Stadt zu gehen. Dort gibt es nämlich eine Einrichtung für solche Fälle.“

„Das gefiel dem Finquero bestimmt nicht.“ Rafael verzog das Gesicht als habe er Schmerzen. „Was ist das für ein Ort, von dem du sprichst? Wenn ich mir vorstelle, dass ich das Leben meines Francisco aufs Spiel setze? Wegen so etwas? Ich weiß nicht.“

„Arbeitsgericht nennen sie ihn. – Mit dem Finquero hast du Recht. Es hat ihm nicht gefallen, aber machen konnte er nichts. Nach ein paar Tagen kamen Leute aus der Stadt auf die

Plantage. Sie haben einen Korb mit Kaffeebohnen vollgemacht. 125 Pfund!" sagte Salvador triumphierend.

„Und der *Finquero*?" Pepitos Wangen waren gerötet.

„Er konnte nichts machen", erwiderte sein Vater. „Sämtliche Körbe wurden abgesägt, bis nur noch hundert Pfund hineinpassten."

Pepito riss die Augen auf. „Unglaublich!"

„Ich sag es euch ja! Wenn wir alle an einem Strang ziehen, haben wir mehr Macht als wir glauben."

„Aber diese Kooperativen", Rafael zog die Nase kraus. „Das riecht nach Ärger!"

„Soweit ich gehört habe, steht im Quiché die Kirche hinter den Kooperativen. Also kein Grund, dir Sorgen zu machen. Angeblich hat sogar die Regierung selbst droben im Dschungel von Ixcán Land verteilt, damit die Bauern ihre Felder bestellen können."

„Das hört sich doch gut an. Ich verstehe manchmal gar nicht, wieso du immer so auf die schimpfst!" meinte Pepito. „Vielleicht haben auch wir irgendwann Glück und bekommen unser eigenes Land."

„Ich kann dir schon sagen, warum mir diese Regierung stinkt, hijo. Dieser Méndez Montenegro ist ein falscher Hund. Erst lässt er sich von uns bei den Präsidentschaftswahlen unterstützen und kaum ist er gewählt, verbietet er unsere Partei! Der spielt das gleiche Spiel wie die Generäle vor ihm! Nichts wird sich für uns ändern! Seit Jahren wird alles schlimmer. Wir wissen kaum noch, wie wir unsere Familien ernähren sollen. Außerdem gibt es Gerüchte –"

„Ich bin ganz zufrieden", entgegnete Pepito kleinlaut. „Immerhin haben wir einander und die Leute im Dorf."

„Das sehe ich genauso", erwiderte Salvador. „Aber siehst du – das ist ein Grund mehr, warum eine solche Kooperative das Richtige für uns ist. Du denkst zuerst an die Menschen im Dorf und an unsere Familie."

„Natürlich, an wen sollte ich sonst denken?"

„Das siehst du so, das sieht Rafael so und das sehe ich so. Aber glaub mir, seit ich in der Partei bin, habe ich eins gelernt. Viele Menschen denken ganz anders als wir.“

„Aber wie denken sie denn?“

„Ans Geld. An sich selbst. Sie kennen keine Gemeinschaft.“

„Ist das nicht irgendwie traurig?“ fragte Pepito.

Salvador nickte.

Rafael lief schweigend neben ihnen her.

„Wir, die wir ohnehin zusammengehören, weil wir zusammen aufgewachsen sind und unser Leben lang alles geteilt haben, müssen uns endlich unabhängig machen von den Ladinos. Eigene Läden aufmachen, eigene Kleider herstellen, unser Geld verwalten und einander helfen. Was immer wir zurzeit kaufen, nutzt ausschließlich den Ladinos. Wenn wir aber erstmal eine Kooperative gründen“, Salvadors Blick wanderte in die Ferne, „werden wir unsere eigenen Herren sein.“

„Salvador“, Rafaels Stimme klang ernst. „Wir dürfen unsere Familien nicht in Gefahr bringen.“

„Wenn wir nicht endlich anfangen, uns zu organisieren, werden wir unser Land nie zurückbekommen“, entgegnete Salvador. „Bringen wir unsere Familien nicht in Gefahr, wenn wir sie nicht ernähren können?“

„Und diese Gerüchte? Die du gerade erwähnt hast?“ wollte Rafael wissen. „Worum geht es da?“

Sie waren inzwischen im Dorf angelangt. Einige Hunde hatten ihre Ankunft bemerkt und umsprangen sie freudig.

„¡Chucho! Verpiss dich! – ¡Quita!“

Der fuchsrote Hund, der an Pepito hochgesprungen war, trollte sich.

„Es heißt, die Regierung ließe im Osten drüben Bauern umbringen–“

In diesem Augenblick legte Rafael seinem Schwiegervater eine Hand auf die Schulter. Er deutete auf einen Felsen unweit der Hütte, die Salvador mit seiner Familie bewohnte. Jemand hatte eine weiße Hand auf den Felsen gesprüht.

„Was ist das?“ flüsterte Pepito.

„Die Weiße Hand.“ Salvador schluckte. „Gott steh uns bei!“
Der Tonfall seines Vaters ließ Pepitos Knie weich werden.

„Geh sofort ins Haus zu den Frauen und deinem Großvater, José.“

„Und Du? Was will diese Weiße Hand von dir?“

„Ich sollte sofort mit ein paar Leuten sprechen“, flüsterte Salvador.

Rafael betrachtete noch immer das Symbol auf dem Felsen. „Ich komme mit dir“, erklärte er ruhig.

„Das kommt nicht in Frage, Rafael!“ widersprach Salvador. „Du musst an Lucía und Francisco denken. Wir dürfen unsere Familie nicht in Gefahr bringen. Das hast du selbst gesagt.“

„Du wirst nicht allein gehen“, stellte Rafael fest. Sein Schwiegervater zog die Augenbrauen hoch. „Damit würdest du ihnen in die Hände spielen, das muss dir doch klar sein. Was kann ihnen Besseres passieren, als dich allein anzutreffen? Keine Zeugen, keine Tat.“

Salvador holte tief Luft, überlegte.

„Gut. Dann kommst du eben mit. – José, du bleibst bei den Frauen. Wenn dir etwas seltsam vorkommt, bring sie sofort zu Yolanda. Sei wachsam, hijo. Diese Menschen fackeln nicht lange.“

Pepito sah in die dunklen Augen seines Vaters und fand etwas, was zu finden er dort nicht für möglich gehalten hatte: Furcht.

Er straffte sich, nickte Salvador zu, wandte sich um und ging hinüber zur Hütte.

„Wohin gehen wir?“ fragte Rafael.

„Ich muss mit Don Álvaro sprechen. Wenn mir jemand helfen kann, dann er.“



María Dolores stocherte mit einem Stock in der Feuerstelle, als Pepito die Hütte betrat. Ihre Mutter und Lucía standen

neben ihr und formten Tortillas, während Candelaria die Frijoles wusch.

Francisco klammerte sich an Lucías Bein. Hin und wieder unternahm er Gehversuche, die jedoch entweder auf dem Boden oder in den Rockschoßen seiner Mutter endeten.

Rosalía schmunzelte. „Er wird es bald lernen, Lucía“, sagte sie und legte einen Teigfladen auf den Comal, die tönernerne Scheibe, auf der die Tortillas gebraten wurden.

Pablo, ihr Mann, nickte. Er hatte die Männer an diesem Tag wegen seiner Bauchschmerzen nicht zur Milpa begleitet. Stattdessen saß er auf einem Schemelchen vor dem Fenster und starrte ins Feuer. Ohne seinen Sombrero wirkte er beinahe nackt.

María Dolores sah auf und erblickte ihren Bruder. Sie trug ihr schwarzes Haar zu einem Knoten hinter dem Kopf zusammengebunden, was ihre Wangenknochen zur Geltung brachte.

„Was ist passiert, Pepito?“ fragte sie. „Du bist ganz blass!“

Jetzt drehten sich auch die anderen zu Pepito um. Selbst Pablo versuchte nicht länger, die Geheimnisse der Flammen zu ergründen.

„Wo sind Papá und Rafael?“ Eufemia packte ihren Sohn an der Schulter. „Warum bist du allein zurückgekommen, José?“

Der Junge zögerte: „Wir haben draußen auf dem Felsen ein Symbol gefunden – eine weiße Hand. Papá war ganz komisch. Er hat mich hergeschickt, damit ich auf euch aufpasse. Er meinte, er muss dringend mit ein paar Leuten sprechen.“

„Und Rafael?“ rief Lucía. „Wo ist Rafael?“

„Er ist mit Papá gegangen.“

„Was? Rafael ist mit ihm fort? – Warum hast du das zugelassen?“

Eufemia hingegen stellte fest: „Gut, dass Salvador nicht alleine ist. Nichts wird geschehen, wenn die beiden zu zweit sind.“

„Aber er hat einen kleinen Sohn! Wie konntest du ihn gehen lassen, Pepito?“

„Was hätte ich denn tun sollen?“ fragte Pepito bestürzt.
„Papá hat gemeint, ich soll hierbleiben. Er wollte allein gehen, aber Rafael ließ ihn nicht!“

María Dolores ging zu ihrem Bruder hinüber und legte ihm den Arm um die Schulter.

„Was ist diese weiße Hand?“ flüsterte sie.

„Ich habe keine Ahnung, Yoyo. Papá meinte, die wissen wohl, dass er bei den Kommunisten ist. Deswegen sind sie anscheinend hinter ihm her.“

María Dolores, von ihrem älteren Bruder nach ihrem ersten Wort zärtlich Yoyo genannt, kaute nachdenklich auf ihrer Oberlippe.

„Verfluchte Politik! Nichts als Ärger, das sag ich euch, nichts als Ärger!“ Mit erhobener Faust drohte Candelaria einem unsichtbaren Feind. „Schon immer habe ich ihn gewarnt. Mit so etwas tut ein Vater seiner Familie keinen Gefallen! Um die eigenen Angelegenheiten soll er sich kümmern, habe ich ihm gesagt. Lass die Großen Große sein, habe ich ihm gesagt. Sind sowieso alles nur Ladinos. – Aber ich bin nur eine alte Frau. Auf mich hört ja keiner!“

„Schon gut, mamá“, besänftigte Eufemia ihre Mutter.
„Salvador weiß, was er tut. Lass uns abwarten. Heute Abend ist er bestimmt wieder zu Hause.“

Lucía blickte verstohlen zu María Dolores hinüber. Diese lächelte ihr aufmunternd zu.

„Komm, Pepito, trink einen Schluck Wasser. Ihr wart den ganzen Morgen unterwegs, du musst durstig sein.“ Eufemia reichte dem einzigen Sohn, der die Kinderjahre überstanden hatte, ein Glas Wasser. In einem Zug trank Pepito es leer.

„Ich schau mich draußen um“, verkündete er anschließend.

Eufemia legte die Stirn in Falten.

„Komm schon, mamá! Papá hat gesagt, ich soll auf euch aufpassen. Wie soll ich sehen, ob alles in Ordnung ist, wenn ich hier festsitze!“

„Damit hat er Recht“, meinte María Dolores. „Ich begleite ihn. Wir sind immer noch in San Marcos.“

„Soll ich euch begleiten?“ erklang Pablos heisere Stimme vom Fenster her.

„Nicht nötig, abuelo, wir sind gleich zurück.“

Candelarias Brust entrang sich ein Seufzen. Als ihre Enkel die Hütte verließen, sandte sie ein Stoßgebet gen Himmel.



„Wer ist Don Álvaro eigentlich?“ fragte Rafael.

„Ein mächtiger Mann“, erwiderte Salvador. „Ihm gehört eine Menge Land.“

„Ein Ladino also?“ bohrte sein Schwiegersohn nach.

„Ja, ein Ladino. Ich selbst bin ihm nie begegnet“, Salvadors Stimme klang gepresst. „Victor von der PGT meinte vor Jahren, sollten wir je in Schwierigkeiten geraten, könnten wir uns an ihn wenden.“

Die beiden gelangten ans Ufer des Lago. Sie bestiegen ein Boot, das sie nach San Pedro, auf die andere Seite des Sees, bringen sollte. Der Fahrer des Bootes begrüßte sie mit einem breiten Lächeln.

„San Pedro?“

Rafael und Salvador bezahlten den Jungen.

Es dauerte einige Minuten, bis das Boot ablegte. Als sie aufs offene Wasser gelangten, warf Salvador einen Blick auf die Bucht von San Marcos. Die Hütten des Dorfes hatten über die Jahre hinweg die zuunterst gelegenen Hänge erklommen, verblassten jedoch gegenüber den Bergen, deren sonnenbeschienene Gipfel im Hintergrund aufragten. Salvador betrachtete dieses Bild, bis ein Hügel ihm die Sicht auf die Siedlung nahm. Sein Herz ward schwer. Seine Heimat. Er wollte doch nichts weiter, als mit seinen Lieben dort in Frieden zu leben.

„Aber wie, glaubst du, kann Don Álvaro dir helfen?“ Salvador zuckte zusammen, als er Rafaels Atemhauch an seinem Ohr spürte.

„Ich habe keine Ahnung“, sagte er. „Victor hat uns nur erzählt, dass er auf der richtigen Seite steht. Er soll sich damals sogar für Árbenz Landreform stark gemacht haben.“

„Aber Árbenz ist lange weg. Seitdem hatten wir vier oder fünf verschiedene Ladino-Präsidenten – wie kann er dir noch nützlich sein?“

„Don Álvaro hat sich nie weit aus dem Fenster gelehnt. Außerdem ist er selbst ein Ladino, da hat er einen anderen Stellenwert als unsereins.“

„Das war Árbenz auch.“ Rafael warf seinem Schwiegervater einen skeptischen Blick zu.

Gleißendes Licht brach sich auf dem Lago. Salvador kniff die Augen zusammen. „Mir bleibt nur diese eine Chance.“

„Du könntest fliehen“, gab sein Schwiegersohn zu bedenken.

Salvador schüttelte entschieden den Kopf. „Das könnte ich nie! Du weißt, wie diese Menschen sind. Wenn sie mich nicht finden, werden sie sich an meiner Familie rächen. Soweit darf ich es nicht kommen lassen!“

„Wir könnten alle gehen.“

„Wo sollten wir denn hin?“

„In die Hauptstadt? Viele Menschen ziehen zurzeit dorthin. Niemand würde uns dort finden.“

„Und wovon sollten wir leben? – Ich bin Bauer, Rafael, genau wie mein Vater und sein Vater vor ihm. Mein ganzes Leben habe ich am Lago verbracht. San Marcos ist meine Heimat. Ich kann nicht einfach verschwinden!“ Eine ältere Frau warf Salvador einen Seitenblick zu. Er senkte die Stimme. „Außerdem habe ich mich damals entschieden, für unsere Sache zu kämpfen. Also muss auch ich die Verantwortung dafür übernehmen.“

„Aber es ist dein Leben!“ zischte Rafael. „Das kannst du doch nicht einfach wegwerfen!“

Die Häuser von San Pedro zeichneten sich am Ufer ab. Dahinter stiegen die Hänge des gleichnamigen Vulkans an. Das Boot näherte sich dem Landungssteg. Gebeugt saß Salvador neben seinem Schwiegersohn.

„Was sollte ich tun? Vielleicht wollen sie mich nur warnen – mir eine Lektion erteilen.“ Es wollte ihm nicht gelingen, die Zweifel aus seiner Stimme zu verbannen. „Es hat jedenfalls keinen Zweck, vor ihnen zu fliehen.“

Mehrere Dorfjungen warteten am Steg, um das Boot zu befestigen.

„Jetzt gehen wir erst mal zu Don Álvaro.“

Salvador erhob sich und stieg über schwankende Planken ans Ufer. Rafael folgte ihm. Seine Kiefer mahnten.



Don Álvaro kam in die Jahre. Sein 80. Geburtstag lag wenige Wochen zurück, womit er für die Mayas endgültig zum Methusalem von Atilán geworden war. Das Schicksal aber war in den vergangenen Monaten harsch mit Don Álvaro umgesprungen.

An jenem Nachmittag saß er in einem Rollstuhl auf der Veranda vor seiner Villa. Speichelfäden troffen aus seinem herabhängenden Mundwinkel und besudelten ein ausgebreitetes Stofftaschentuch. Die Lähmung der rechten Gesichtshälfte war das Erbe eines Schlaganfalls.

Mit trüben Augen spähte er die Auffahrt zu seinem Anwesen hinab. Weder die Blütenpracht der Bougainvilleen noch Bananenstauden oder Kaffeesträucher vermochten seine Aufmerksamkeit nach all den Jahren in Guatemala noch zu fesseln. Etwas anderes beanspruchte seine nachlassende Sehkraft. Zwei ungleiche Gestalten, zwei Indígenas, erklimmen, der eine zielstrebig, der andere verzagten Schrittes, den Weg hinauf zu seinem Wohnsitz.

Pilar, seine Haushälterin, hatte ihn über die Ankunft der unangekündigten Besucher in Kenntnis gesetzt. Don Álvaro hatte Weisung gegeben, die beiden einzulassen. Mochte sein Grundstück auch von einem Stahlzaun umgeben sein, seine Tür stand Menschen, die Einlass begehrten, stets offen. Nicht, dass

es allzu viele gewagt hätten, ihm ihre Aufwartungen zu machen.

Im Gegensatz zu seinem welkenden Körper war Don Álvaros Geist rege wie eh und je. Bisweilen verfluchte er das Los, im Leib eines Greises gefangen zu sein. Den verbleibenden Lebensfunken in seinem Inneren jedenfalls hütete er eifersüchtig.

„Guten Tag, Don Álvaro“, begrüßte ihn der ältere der beiden Männer, entblößte sein Haupt und deutete eine Verbeugung an.

„Was führt euch zu mir? Darf ich euch eine Erfrischung anbieten? Ein Glas Wein? Limonade? Wasser?“

„*No tenga pena, Don Álvaro, no tenga pena.* Aber herzlichen Dank!“

Don Álvaro ignorierte die Bescheidenheit seines Gastes und hieß Pilar zwei Glas Limonade bringen.

„Verzeiht die Störung, Don Álvaro. Ich würde es nicht wagen, Euch zu belästigen. Aber vor Jahren hat mir ein Freund – Victor Medina – geraten, Euch aufzusuchen, sollte ich Hilfe brauchen.“

Don Álvaros linker Mundwinkel schwang sich zu einem Lächeln auf. „Victor“, murmelte er, „der gute alte Victor.“ An Salvador gewandt, fügte er hinzu: „So vermute ich zurecht, dass du derzeit in einer solchen Malaise steckst?“

„Ja, Don Álvaro. Ihr habt vollkommen Recht“, erwiderte Salvador, lüpfte abermals seinen Sombrero und neigte den Kopf. Pilar kehrte mit der Limonade zurück.

„So sprich denn, Salvador aus San Marcos la Laguna. Wie glaubst du, könnte ich dir behilflich sein?“

Der andere Mann, ein Jüngling von vielleicht 20 Jahren, starrte auf seine Schuhe.

Salvador zögerte. „Verzeihung, Don Álvaro, das weiß ich nicht genau. Ich dachte, vielleicht wisst Ihr es. Als ich vorhin von der Milpa nach Hause kam, fand ich ein Symbol auf dem Felsen neben meiner Hütte. Eine weiße Hand.“

Don Álvaro schloss die Augen. Leise rasselte der Atem in seiner Brust. Keiner der Männer sprach ein Wort.

Nach einer Weile öffnete er die Augen wieder. „Ich habe dergleichen erwartet“, sagte er. „Es stand zu befürchten, dass sie Vergeltung üben wollen.“

„Vergeltung? Aber wofür?“ Diesmal hatte der Jüngere der beiden gesprochen, senkte seinen Blick jedoch sofort wieder, als Don Álvaro zu ihm hinübersah.

„Der Mord an John Gordon Mein“, wisperte Don Álvaro. „Jemand muss dafür bezahlen.“

Salvador beugte sich näher an den Rollstuhl heran.

„Er war Botschafter der Vereinigten Staaten. Die Guerilla hat ihn erschossen, als er sich einer Entführung zu widersetzen versuchte.“ Mit zitternder Hand tupfte Don Álvaro die Schweißperlen von seiner Stirn.

„Aber hier am Lago Atitlán gibt es überhaupt keine Guerilla!“ Wieder war es Rafael, in dessen Stimme Empörung mitschwang. Rasch ergriff Salvador den Arm seines Schwiegersohns und bedeutete ihm zu schweigen.

„Das ist richtig“, brummte Don Álvaro. Ein Speichelfaden lief sein Kinn hinab. „Es spielt indes keine Rolle. Die Weiße Hand ist entschlossen, diesen Mord nicht ungesühnt zu lassen. Daher hat sie sich auf die Fahnen geschrieben, alle potentiellen Kommunisten auszurotten. Immerhin könnten diese sich der Guerilla anschließen.“

„Aber ich habe nichts mit dieser Sache zu tun“, sagte Salvador.

„Ich fürchte, auch das wird keine Rolle spielen“, flüsterte Don Álvaro. „Wenn die Weiße Hand herausgefunden hat, dass du Mitglied der PGT warst, ist es an der Zeit zu fliehen, so dir dein Leben lieb ist.“

Salvador straffte sich. „Ausgeschlossen. – Das kann ich nicht.“

Rafael sah zu seinem Schwiegervater hinüber. „Salvador, du musst! Du kannst nicht hier warten, bis sie dich holen und umbringen!“

Salvador schüttelte entschieden den Kopf.

„Es stünde in meiner Macht, dir eine derartige Flucht zu ermöglichen“, merkte Don Álvaro an. „Victor ist ein guter Mann. Ich will sehen, was ich für dich tun kann.“

„Mitsamt meiner Familie?“ fragte Salvador.

Don Álvaro schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich, fürchte ich. Ohnehin ist ein solches Unterfangen schwierig zu bewerkstelligen. Die Zeiten sind rau. So leid es mir tut, aber deine Familie muss bleiben.“

„Dann muss auch ich bleiben“, erwiderte Salvador, ohne zu zögern.

Rafael schwieg.

„Du bist ein mutiger Mann, Salvador aus San Marcos la Laguna“, stellte Don Álvaro fest. „Dein Mut könnte diesem Land noch von Nutzen sein. Eines Tages mag der Wind sich drehen. Überleg es dir gut.“

Er sah Salvador fest in die Augen.

Dieser hielt seinem Blick stand und lüpfte abermals seinen Sombrero. „Danke für Eure Worte, Don Álvaro. Aber was wäre ich für ein Mann, wenn ich meine Familie im Stich ließe? Das kann ich nicht tun. Vielen Dank für Eure Freundlichkeit.“

„Möge der Allmächtige dich schützen!“



Zurück auf dem Schotterweg in Richtung San Pedro versuchte Rafael, seinen Schwiegervater doch noch zur Flucht zu bewegen.

„Ich muss mich stellen“, entgegnete jener aber. „Mir bleibt keine andere Wahl.“

Damit erklärte er die Diskussion für beendet.

Gemeinsam legten sie den Weg zum Seeufer zurück, wo ein Boot für die Überfahrt nach San Marcos bereitstand.

„Ich werde mit dem nächsten Boot fahren, Rafael. Nimm du dieses hier.“

„Aber warum? Ich werde dich nicht allein lassen! Wenn wir zu zweit sind, wird Dir nichts passieren!“

„Du weißt ebenso gut wie ich, dass das nicht wahr ist.“ Salvador sah Rafael an und fügte hinzu: „Ich kann nicht zulassen, dass dir etwas geschieht. Wenn sie mich holen, bist du der älteste Mann in der Familie. Mein Vater ist zu krank, um diese Last zu schultern. Du wirst die Verantwortung für ihr Wohlergehen tragen.“

„Aber -“

„Widersprich mir nicht, Rafael! Du weißt, dass ich Recht habe. Außerdem musst du an deine Frau und deinen Sohn denken. Was sollte aus ihnen werden, wenn dir etwas zustößt?“

Rafael nickte widerstrebend.

Eingehend betrachtete Salvador ihn. „Nimm die bitte“, meinte er schließlich und reichte Rafael die Machete, die sein Vater ihm geschenkt hatte, als er drei Jahre alt gewesen war. Rafael konnte den Kloß in seinem Hals nicht länger hinunterschlucken.

Die beiden Männer umarmten sich.

Dann wandte Rafael sich rasch ab und ging über den Landungssteg zu dem wartenden Boot. Salvador aber blieb am Ufer zurück.



Washington Tribune

vom 29. August 1968, S.1

Guatemala City

Der Botschafter der Vereinigten Staaten in Guatemala, John Gordon Mein, fiel vergangene Nacht einem Attentat zum Opfer.

Nur wenige Meter von der US-Botschaft entfernt wurde Mein von bewaffneten Guerrilleros erschossen. Präsident Johnson verurteilte das perfide Verbrechen aufs Schärfste. Er sprach der Witwe des Ermordeten sein tief empfundenes Mitgefühl aus und forderte die guatemaltekische Regierung unter Präsident Méndez Montenegro auf, für eine umgehende Aufklärung der Vorkommnisse Sorge zu tragen. Hierfür sicherte Präsident Johnson Méndez jegliche erforderliche Unterstützung zu.

Meins Mitarbeiter reagierten mit Bestürzung und tiefer Verunsicherung auf die Ermordung des allseits beliebten Botschafters.

Ein führender US-Diplomat sprach von einem schwarzen Tag für die Geschichte der USA.

John Mein hatte das Amt des US-Botschafters erst im Jahre 1965 übernommen. Nie zuvor

war ein Botschafter der Vereinigten Staaten im Laufe seiner Amtszeit einem Attentat zum Opfer gefallen.

Die guatemaltekische Regierung verurteilte den Akt der Aufständischen einhellig und bekundete ihr Bedauern über die Ermordung Botschafter Meins. Der guatemaltekische Präsident Méndez versprach Präsident Johnson, alles in seiner Macht stehende zu unternehmen, um die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen.

Wie aus wohlunterrichteten Kreisen verlautet, handelte es sich bei den Attentätern um Mitglieder der castronahen Guerilla-Organisation FAR (Fuerzas Armadas Rebeldes), die geplant hatten, Botschafter Mein in ihre Gewalt zu bringen, um die Freilassung führender Mitglieder der Rebellenorganisation zu erpressen.

JaB

